

der religiösen Pflicht“, ein. Seitdem ist diese in mehreren Varianten üblich. In manchen Gemeinden findet die Feier am Freitagabend statt. Die Bat-Mizwa entzündet die Sabbatkerzen für die Gemeinde und sagt einige Gedanken über ihre heiligen Pflichten als Jüdin. Der Rabbiner spricht zu ihr und segnet sie. Andernorts wird das Mädchen während der Tora-Lesung zusammen mit ihrem Vater ausgerufen. Wieder andere lassen sie einen zusätzlichen Bibeltext hebräisch vortragen und darüber sprechen. Weitere Gemeinden bringen den Mädchen ebenso wie den Knaben die Bibelrezitation nach den Akzenten bei, die Mädchen werden aufgerufen, wie bei den Knaben geschildert. Orthodoxe Frauen haben manchmal einen eigenen Gottesdienst mit Frauen-Minjan, um die Geschlechtertrennung in der Synagoge voll beizubehalten und dennoch alle liturgischen Funktionen auszuüben. In diesem Falle wird man möglicherweise auch bei der Feier streng getrennt sitzen, wie es besonders in ultraorthodoxen Kreisen stets gehandhabt wird.

„Konfirmation“ ganzer Schulklassen

Neben diesen individuellen Formen der Übergangsriten haben jüdische Gemeinden auch den Brauch der „Konfirmation“ ganzer Schulklassen übernommen. Im 19. Jahrhundert war dies eine Zeitlang in einigen deutschen Ländern mit dem Schulabschluß verbunden. Einige Gemeinden „entschädigten“ die Mädchen für den individuellen Ritus der Knaben dadurch, daß ein Jahrgang gemeinsam konfirmiert wurde, und zwar am Wochenfest (= Pfingsten), dem Fest der Offenbarung am Sinai. In Amerika führte die Reformbewegung die „Konfirmation“ nach einer entsprechenden inhaltlichen Vorbereitung ein, die nicht mehr mit der dort nicht so ausführlich üblichen Tora-Lesung verbunden war. Neuerdings erfolgt jedoch zunehmend eine Rückkehr zur traditionellen Form: viele Jugendliche wünschen dies. Und ihre Eltern, die in einer verdünnteren Form des Judentums aufwuchsen, lernen nunmehr um – als Bollwerk gegen Indifferenz und Selbstaufgabe. Denn die alten Erfahrungen sind gerade heute dringend nötig.

Günter Biemer

Wie ich jüdische Liturgie erlebte

Ergänzend zum vorausgehenden Beitrag schildert Biemer seinen Eindruck bei einer solchen „Bar-Mizwa-Feier“, und er zieht aus diesen Erfahrungen Konsequenzen für die Gestaltung christlicher Gottesdienste. red

Zunächst ist es nichts Besonderes, an einem jüdischen Gottesdienst teilzunehmen: zusammen mit Studenten habe ich schon öfter die jüdische Gemeinde in Freiburg oder die Synagoge in Basel besucht. Andererseits muß man als Deutscher zugeben, daß es hierzulande „nach Auschwitz“ gar nicht so leicht und selbstverständlich ist, den Gottesdienst einer blühenden jüdischen Gemeinde mitzuerleben. – Darum habe ich es nicht nur persönlich als Ehre und Freude empfunden, als mich jüdische Freunde in Jerusalem zum Besuch ihrer Synagoge einluden, sondern war auch von der Sache her interessiert und neugierig. Direkter Anlaß war die *Bar-Mizwa-Feier* des Enkels der befreundeten Familie.

Als mein Gastgeber und ich die Synagoge betraten, waren die Gesänge des Morgengebets bereits in vollem Gang. Ich setzte die *Kippa* auf, um mich so der Ehrfurchtsgeste des jüdischen Gebetsbrauchs anzuschließen. Auf dem Weg zu einem der vorderen Plätze wurde ich dem einen oder anderen Freund meines Gastgebers vorgestellt, auch deren Frauen. Ich war zum ersten Mal in eine der vielen Synagogen gekommen, in denen die Frauen zusammen mit ihren Männern am Gottesdienst teilnehmen und nicht in separaten Räumen auf der Empore o. ä. verbleiben.

Eine nicht alltägliche Erfahrung ließ mir der Synagogendiener zuteil werden. Zunächst brachte er mir stillschweigend einen *Tallit* und legte ihn neben mich; kurz darauf fragte er meinen Gastgeber, ob er mich nicht zur Teilnahme an der Aushebung der Tora-Rolle einladen könne. Obgleich es sich um ein Mißverständnis handelte, das leicht aufzuklären war, habe ich doch gespürt, was es für die Synagogengemeinde selbst und für einen als Gast am Gottesdienst teilnehmenden Ju-

den bedeuten mußte, diese warmherzigen Gesten des Willkommens und der Hochschätzung zu erfahren.

Die Aushebung der Tora und die Tora-Prozession durch die Gänge der Synagoge, die vielfältigen Gesten der Berührung der Tora-hülle mit den Fingern oder kleinen Tüchern, die die Gläubigen zum Mund führten als Kußgeste . . . , all dies erinnerte mich als katholischen Christen an theophorische Prozessionen mit dem Allerheiligsten. Liturgiewissenschaftler hätten mich wahrscheinlich korrigiert und darauf verwiesen, daß die Strukturanalogie zur Prozession mit dem Evangelienbuch zur Verkündigung des Evangeliums sachgemäßer sei. – Wie auch immer: ich war jedenfalls persönlich ergriffen von der hohen Verehrung SEINES Wortes der Weisung, was ja die Tora bedeutet.

Lesungen aus dem Buch Levitikus wurden vorgetragen. Dem Kantor der Gemeinde assistierten bei der nachfolgenden Prophetenlesung der Reihe nach verschiedene Männer aus der Gemeinde, die der Synagogendiener rechtzeitig aufrief. Jede Lesung wurde mit Segensworten eingeleitet und abgeschlossen. Die „Lektoren“ aus der Gemeinde trugen ihren Teil der Lesung nach eigener und exotisch klingender Intonation vor. Am ehesten erinnerten mich die Melodien an frühe Formen der Gregorianik. – Als letzter wurde vom Synagogendiener ein etwa 13jähriger Junge aufgerufen, der sich mit seinen Eltern vor uns in der vordersten Bank befand. Alle Männer hatten inzwischen den Podiumsraum der Synagoge verlassen. Der Synagogenvorsteher saß dort auf seinem Platz im Hintergrund. Der Junge trat an die auf dem Tisch aufgeschlagene Torarolle heran und begann mit einer silberhellen Stimme zu singen. In festen, klaren Kadenzten trug er ein ganzes Kapitel aus dem Buch Levitikus vor; hernach ein Kapitel aus dem Propheten Jesaja. Er war durch monatelangen Unterricht bei einem Experten auf den Gesang dieser Texte vorbereitet worden. Nun beherrschte er den Lesungston; und die Frische und Lebendigkeit seiner Stimme schuf eine besondere Art von Atmosphäre im Raum. – Als er zu Ende war mit dem Text, stand der Vorsteher auf, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zum Vortragspult, um nun allen Versam-

melten mit engagierten Worten zu sagen, daß er nun *Bar-Mizwa* (ein Sohn der religiösen Pflicht) war. Er versicherte ihm, nicht nur diese Gemeinde hier schaue voll Stolz und voller Erwartung auf ihn, sondern ganz Israel sehe auf ihn. Und *kol-Jisrael*, das umfasse alle hier in *Erez Jisrael* und alle Juden auf der ganzen Welt. Von nun an gehöre er zu den minjan-fähigen Männern und trete in die lebendige Überlieferung einer jahrtausendealten Tradition ein. Das sei eine Freude für seine Eltern, die nun namentlich begrüßt wurden, für seine Großeltern und für die ganze Synagogengemeinde . . . – Die feierlichen Worte des Synagogenvorstehers waren verklungen; er gab ein kleines Handzeichen und unzählige Bonbons flogen, von Mädchenhänden aus den vorderen Bänken geworfen, auf den Neu-Initiierten zu. Eine Geste der Freude ebenso wie des Glückwunschs oder vielleicht auch des Abschieds von der Kinderzeit. Ein Stück Brauchtum, das von der Lebendigkeit der Gemeinde zeugt.

Mit der Bar-Mizwa-Feier war der Gottesdienst keineswegs beendet. Der Synagogenvorsteher lud nun die Gemeinde ein, einem Vortrag zu folgen, den ein Gastrabbiner über die Situation jüdischer Synagogenmitglieder in der Diaspora in Leningrad und Moskau halten werde. So wurde ich Zeuge dieser intensiven Verbundenheit der Juden untereinander, die sich nicht nur im „Gedächtnis“ oder Gebetsgedenken abspielt, sondern durch direkte Kontaktnahmen weltweit praktiziert wird. An der zentralen Stelle der Judenheit in Jerusalem sollten Wohl und Wehe jener Juden im Exil (in der *Galut*) gewußt und bedacht werden. So interpretierte ich diesen Bericht. – Mit längeren Preisungen und Segensgebeten schloß der Gottesdienst. – Bei einem Glas Wein in der Art eines Stehempfangs blieben die meisten Teilnehmer im nachhinein zum Gesprächs-austausch noch einige Zeit beisammen.

Was ich als Christ und Gemeindeleiter von jüdischer Liturgie lerne:

1. Daß die Gottesdienstpraxis lokal an einen festen Stamm gebetsmündiger Männer (und/oder Frauen) gebunden ist, das hat mich sehr beeindruckt; denn ich bin noch

zu einer Zeit zum Priester ordiniert worden, als bei der Messe nur das als „gültig“ angesehen wurde, was der Priester selbst (lateinisch) vollzog. Die Erfahrung, daß die Gemeinde selber einen so großen Wert für das Zustandekommen des Gottesdienstes hat, ist für deren Selbstverständnis und -bewußtsein von großer Bedeutung.

2. Von den vielen Firmgottesdiensten, die ich erlebt habe, habe ich nicht ein einziges Mal eine ähnliche Konzentration von Sendungskraft und -bewußtsein bei den Firmanten und in der Gemeinde gespürt wie hier bei diesem einzelnen Bar-Mizwa. Natürlich hängt das auch damit zusammen, daß die Juden tatsächlich sich als eine solche „kleine Herde“ in der Diaspora dieser Welt vorfinden, wie es Jesus für seine Anhänger einst gesagt hat. Ein Massenritual wie das der Firmung steht im scharfen Kontrast zur Bedeutung seines Inhalts; keine der bisherigen Reformen hat in dieser Hinsicht etwas Tiefgreifendes erreicht. Das wurde mir bei dieser Bar-Mizwa-Feier erneut kontrastartig deutlich.

3. In unserer Liturgie kommt frühestens beim Friedensgruß etwas Interaktion, nachbarliche Zuwendung, zumindest Kontaktnahme durch Händeschütteln zustande. Häufig noch nicht einmal dies. – In dieser jüdischen Gemeinde steht bezeichnenderweise der Schalom-Gruß zwischen den einzelnen und insgesamt am Anfang bei den Begrüßungen. Die Stimmung ist durchgehend eher unfeierlich, spontan-lebendig, individuell und personal. Jeder Neankömmling begrüßt und wird begrüßt. Niemand geht in einem Zeremoniell unter, das sich wie eine Glasglocke über alle stülpt und sie für die Dauer seines Vollzugs zwischenpersönlich außer Kontakt setzt.

Zu diesen Erlebnissen müßte viel gesagt werden. Einerseits ist sehr deutlich, daß durch die Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils viele der genannten Desiderate bereits erste Einlösungen erhalten haben. Zum andern könnte man natürlich auch fragen, weshalb ich nicht irgendeine Form von Kritik äußere gegenüber der jüdischen Liturgie. Dazu will ich am Ende meine eigene Dialogvoraussetzung jü-

dischen Gesprächspartnern gegenüber aufdecken: Während wir Katholiken anderen christlichen Konfessionen und Theologien gegenüber seit der Zeit der Una Sancta zu Gesprächspartnern geworden sind und vieles, insbesondere in der Exegese, von ihnen gelernt haben, halten wir uns in bezug auf das, „Was Juden und Judentum für Christen bedeuten“*, nach wie vor eher an historische und alttestamentliche Auskünfte als an zeitgenössische Gesprächspartner in lebendigen jüdischen Gemeinden der Gegenwart. Ich bin mir zwar dessen bewußt, daß es beiderseits eine kleine Gruppe dialogerfahrener Juden und Christen gibt, aber dies ist nur ein winziger Prozentsatz im Vergleich zu der Tatsache, daß beide Geschwisterreligionen Glaubenserfahrungen tiefsten Ausmaßes im Umgang mit dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs auszutauschen haben.

Gerd Verhoeven

Neue Wege der Firmvorbereitung

Während der Großteil der katholischen Gemeinden – und in ähnlicher Weise die jüdischen Gemeinden, wie dies aus den vorausgehenden Berichten hervorgeht – am Firmalter von etwa 12 bis 14 Jahren festhalten, macht die Gemeinde St. Franziskus in Hochdahl sehr gute Erfahrungen mit einem höheren Firmalter. Der folgende Bericht schildert, wie sich Gruppen von je ca. zehn 17jährigen gemeinsam mit ihren drei Firmbegleitern (ein Mann, eine Frau, ein gefirmter Jugendlicher) in eingehenden Glaubensgesprächen und anderen Veranstaltungen von April bis Dezember auf die Firmung vorbereiten und wie sehr dies auch das Leben der gesamten Gemeinde mitbestimmt. red

1. Situation der Gemeinde

Die Gemeinde St. Franziskus in Hochdahl, über deren Firmvorbereitung ich berichten will, umfaßt das Gebiet der sog. „Neuen

* G. Biemer – A. Biesinger – P. Fiedler u. a., Was Juden und Judentum für Christen bedeuten, Freiburg – Basel – Wien 1984.